

## Berichte

### Lenz Kriss-Rettenbeck 1923 bis 2005

Der Volkskundler, Kulturhistoriker und Museologe Lenz Kriss-Rettenbeck, der am 25.06.2005 in Berchtesgaden verstorben ist, war für unsere akademische Disziplin ein besonders wichtiger Anstoßgeber. Ich vermag für mein eigenes Œuvre keinen anderen Vordenker oder Kollegen zu benennen, dem ich und die Diskurse unseres gemeinsamen Forschungsfeldes der religiösen Volkskunde soviel zu verdanken haben wie ihm. Dies ist der Tiefe und Kraft seines geistigen Zugangs zu den realen Dingen geschuldet, die er als menschliche Gebildeproduktionen zu bezeichnen pflegte und deren damit verbundene Imaginationen er als geschichtliche Entfaltungen von Kultur des homo sapiens begriff.

Der am 1.03.1923 in Gangkofen im Rottal als sechstes von sieben Kindern einer Schusterfamilie Geborene vermochte auf der einen Seite ein professioneller Spezialist zu sein durch seinen Münchner Studienabschluss sowie von der musealen Berufslaufbahn her als ein geistesgeschichtlich erzogener Volkskundler, Kunstkenner und wissenssoziologisch aufgeklärter Kulturhistoriker. Auf der anderen Seite, der grundlegenden Basis seines geistigen Vermögens aber war er ein umfassend gebildeter Generalist, ja gemeinsam mit Ehefrau Ruth (seit 1954) über ein halbes Jahrhundert der integrale Part eines philosophischen Gespanns. Es ging ihnen beiden stets um die zwei Hauptfragen: Was ist Religion? Und: Was ist Kunst? Daraus ergab sich die strenge phänomenologische Beobachtung der Wechselbeziehungen beider Lebens- und Gestaltungsbereiche, und damit gerieten die Erscheinungen von Bildlichkeit in den Mittelpunkt aller Reflexionen, verstanden als bewusste und unbewusste visuelle Kommunikation. Die Exerzierfelder dafür bildeten die schier unerschöpflichen Bestände der Sammlung Rudolf Kriss und die Anhäufungen so genannter Volkskunst in bayerischen Museen im vergleichenden Gespräch mit den nicht minder selektiv zusammengetragenen historischen Hochkunstzeugnissen aus herrschaftlicher Sammeltradition hierzulande. Hinzu traten die abstrahierenden Schöpfungen gegenwärtiger Künstler wie die des eng befreundeten Bildhauers Fritz Koenig (geb. 1924) in Landshut.

Den theoretischen Kopf Lenz Kriss-Rettenbeck zeichnete eine damit sonst selten in Verbindung stehende praktische Begabung aus. Er war ein ausgezeichnete Organisator auf allen Gebieten des Lebens, angefangen von der geistigen Ordnung der Slg. Kriss und der Nachkriegsregistratur aller Außenbestände der Münchner Pinakotheken, später der kostspieligen Erneuerung des Bayerischen Nationalmuseums, stets auch der Herstellung seiner Bücher bis zum Layout allein aus eigener Hand. Er war ein ingenieurhafter Techniker fürs Bau- und Ausstellungswesen in großen wie kleinen Museen und nicht zuletzt daheim an unterschiedlichen Orten

im Laufe der Zeiten, der Veränderungen und der vorausschauenden Pflege, sprich der erhaltenden Betreuung des einmal Geschaffenen oder zu treuen Händen Überkommenen. Bei allem ist er ein ästhetischer Reduktionist von bestechender Konsequenz und unpräntösem Auftreten gewesen. Es war ein In-Erscheinung-Sein ohne Fassadenschmuck.

Die innere Festigkeit seines früh erlernten natürlichen Selbstbewusstseins hat ihn in allen Lebenslagen von Schülertagen zur NS-Zeit an sowohl im Kloster Metten wie auf dem Gymnasium in Landshut oder im religionspolitisch verhängten Jugendarrest in Landau 1941 bis zum Münchner Generaldirektorat von 1974 bis 1985 nicht verlassen. So vermochte er schon früh ohne Generationskonflikt seinem vermögenden Förderer seit Abiturtagen, Expeditions-Freund und späteren Adoptivvater Rudolf Kriss (1903–73) gegenüber völlig entgegengesetzte wissenschaftliche Deutungspositionen zu vertreten, und zwar in der wechselseitigen Anerkennung ganz unterschiedlicher Lebensleistungen, aber gemeinsamer Grundüberzeugungen.

Die großen geistigen Freunde von Rudolf Kriss durften auch seine werden wie der heimgekehrte Emigrant Rudolf Berliner (1886–1967), Ikonograph von gleichem Holz, oder der Komponist Wolfgang Fortner (1907–87) und die musikalische Moderne der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Später trat der aus Studientagen in Salzburg befreundete kulturkritische Theologe Ivan Illich (1926–2002) aus New York und Mexiko mit seiner Rückkehr nach Europa wieder in den näheren Gesichts- und Arbeitskreis der Rettenbecks, in den sich dann jüngere Kulturhistoriker wie Barbara Duden und andere einfügten.

Lenz Kriss-Rettenbeck fand die erwünschte Zeit dafür durch den vorzeitigen Rückzug aus dem Amt 1985. Zu viele Jahre und einen Teil der Gesundheit hatte ihm schon als jungen Menschen der Krieg genommen. Linderung brachte bisweilen Abano Terme. Nun stapelten sich in Kochel und dann in Berchtesgaden die neuen Bücher aus Frankreich oder Übersee, meist noch vor den deutschen Übersetzungen. Viceversa sind seine eigenen Schriften stärker in Amerika als bei uns rezipiert worden. David Freedbergs „The Power of Images“, 1989, das für uns methodisch wichtigste Buch zum Problemkreis Kult und Bild, nennt im Vorwort unter den vier Hauptreferenzen Lenz Kriss-Rettenbeck. Dass unsere Feuilletons stets nur anderes zitieren, konnte ihn nicht stören.

Er hat sein geistiges Werk erst kurz vor dem Tod mit einem beeindruckenden großen Aufsatz beschlossen: „Kreuz und Kruzifix in der Praxis pietatis“, erschienen im Katalog zur derzeit laufenden Ausstellung im Diözesanmuseum Freising. Nicht von „Volksfrömmigkeit“ ist die Rede, dem inzwischen als Oberschichtlichem Konstrukt entlarvten Euphemismus, sondern von der „praxis pietatis“, dem Glaubensvollzug der mehr oder weniger mündigen Christen aller Bildungsschichten und ihrer Kommunikationsversuche mit dem Transzendenten im Heilszeichen des Kreuzes.

Die Bibliographie von Lenz Kriss-Rettenbeck ist im Bayerischen Jahrbuch 2003 erschienen.

Würzburg

WOLFGANG BRÜCKNER

## On Time. Doing research with children on time

*Seminar für Volkskunde/Europäische Ethnologie,  
Universität Basel, 17. – 20. März 2005*

Die Rede von den immer komplexer werdenden gesellschaftlichen Lebensumständen der Menschen ist in den Kultur- und Sozialwissenschaften ein fester Topos. Insbesondere der Umgang mit Zeit in unseren postmodernen Gesellschaften wird als von zunehmender Flexibilisierung und Individualisierung bestimmt beschrieben. Die gesellschaftlichen und familialen Lebensbedingungen sind allerdings nicht nur für Erwachsene, sondern auch für Kinder komplexer geworden. Im Alltag von Familien treffen unterschiedliche Zeitbedürfnisse und Zeitwänge aufeinander, Zeitkonflikte entstehen. Trotzdem wird immer noch am Bild von der Kindheit als Zeit ohne Sorgen und als Leben im hier und heute festgehalten.

Ziel der Basler Tagung „On Time. Doing research with children on time“ war es, sich von der gängigen Vorstellung von Kindern als Bewohner eines zeitlosen kulturellen Raums und der oft trivialisierten und romantisierten Sichtweise auf die Kindheit als „heile Welt“ von Kinderspielen, -reimen und -liedern zu lösen. Die Tagung fand vom 17. bis 20. März 2005 am Seminar für Volkskunde/Europäische Ethnologie der Universität Basel statt. Initiiert und organisiert wurde die Tagung von *Walter Leimgruber*, *Justin Winkler* und *Laura Wehr*. Die Volkskundlerin und Kulturwissenschaftlerin Laura Wehr geht im Rahmen des Projekts „Kindheit, Jugend und Generationenbeziehungen im gesellschaftlichen Wandel“ im Nationalen Forschungsprogramm 52 des Schweizerischen Nationalfonds den Fragen nach, wie Kinder selbst Zeit wahrnehmen, was sie zu ihrem Umgang mit Zeit zu sagen haben, wie sie ihre Zeit gestalten und was sie über Zeit wissen. Diesen an der Schnittstelle zwischen kultur- und sozialwissenschaftlicher Kindheitsforschung und der Untersuchung des kulturellen Phänomens Zeit angesiedelten Themenschwerpunkt griff die international und interdisziplinär besetzte Tagungsgruppe gerne auf.

In den öffentlichen Vorträgen und Workshops, die aufgrund der Internationalität der Veranstaltung alle in englischer Sprache stattfanden, wurde engagiert diskutiert, wie durch die Untersuchung der verschiedenen Zeitpraxen, Zeitwahrnehmungen und dem Zeitwissen von Kindern neue Erkenntnisse über die Lebensver-

hältnisse von Kindern und ihren Familien gewonnen werden können. Der gegenwartsorientierten empirisch-kulturwissenschaftlichen Kindheitsforschung wurde die zentrale Aufgabe zugesprochen, das von historischer Kindheits- und Sachkulturforschung zum Thema Kind und Zeit gemalte Bild zu ergänzen und differenzierter darzustellen.

In den öffentlichen Vorträgen nahmen alle Referentinnen – es waren ausschließlich Frauen – immer wieder Bezug auf vier Aspekte:

### *1. Kinder als selbständige Sozialakteure*

Unter dem Etikett „Kindheitsforschung“ entwickelte sich seit den 1980er Jahren eine neue sozialwissenschaftliche Forschungsrichtung, die einen Paradigmenwechsel brachte: Kinder wurden jetzt als kompetente Informanten und Analysten ihrer eigenen Lebenswirklichkeit, als „normale soziale Wesen“ mit interpretierenden Fähigkeiten, mit sozialen und interaktionalen Kompetenzen, mit differenziertem Wissen und strategischem Denken betrachtet. Die neue Kurzformel der Kindheitsforschung lautete „doing work ‘with’ rather than ‘on’ children“.

### *2. Historische und soziale Kontextualisierung von Kindheitskonzepten*

Immer wieder wurde in den Vorträgen darauf hingewiesen, dass Kindheit nicht nur als eine „natürliche“ Phase im Lebenslauf angesehen werden darf, sondern wie andere soziale Kategorien – wie Geschlecht, ethnische Zugehörigkeit oder Schicht – ein kontinuierlich kreierte soziokulturelles Konstrukt ist. Jede historische Epoche produzierte gemäß ihren gesellschaftspolitischen Normen ihre eigene Version „des“ Kindes und „der“ Kindheit.

### *3. Zusammenhang zwischen Zeit und Raum*

Unter diesem Aspekt wurde nicht nur den Fragen nachgegangen, welche Art von Zeit (qualitativ und quantitativ) Kinder an welchen Orten verbringen und wie bestimmte Orte die Zeitpraxen und Zeitwahrnehmungen von Kindern beeinflussen, sondern es wurde auch erörtert, wie durch das Setzen von Terminen und Tempi sowie durch räumliche Ausschließungen und Einsperrungen im Verhältnis von Kindern und Erwachsenen Zeit und Raum zugeteilt und über sie verfügt wird.

### *4. Bedeutung des Machtbegriffs*

Die Verwendung des Machtbegriffs wurde als entscheidend sowohl für Forschungen zum Thema Kindheit als auch zur Zeit dargestellt. Zum einen wurde die ungleiche Zuteilung von Raum und Zeit im Verhältnis zwischen Kindern und Erwachsenen als Ausdruck der Herrschaft betrachtet. Zum anderen wurden rigide Zeitvorgaben, die Zeit als Gradmesser und Maßnahme der Disziplinierung oder

die Zeit als Kommunikationsinstrument von Werten durch Institutionen wie Schulen als Demonstrationen der Macht definiert.

Den Eröffnungsvortrag der Tagung mit dem Titel „How children decide on their time: evidence and questions from studies in daily life“ hielt die Soziologin *Helga Zeiher* (Berlin). Sie gehört zu den bekanntesten Wissenschaftlerinnen zum Thema Kindheit und Zeit und hat entscheidend zum Paradigmenwechsel in der deutschsprachigen Kindheitsforschung in den 1980er Jahren beigetragen. Sie gab Einblick in ihre empirischen Studien über die alltägliche Lebensführung von Großstadtkindern. Zeiher betonte die Wechselwirkung von Zeit- und Raumverhältnissen und deren Auswirkungen auf die Gestaltung der verschiedenen sozialen Beziehungen von Kindern.

Im Mittelpunkt des Vortrages standen Thesen von der „Verinselung des Lebensraums“ und des „raum-zeitlichen Alltagsmanagements“ von Kindern. Zeiher geht davon aus, dass im heutigen Stadtraum verhäuslichte Betreuungs- und Freizeitorde wie Inseln verstreut liegen. Dadurch müssten bedeutende Entfernungen zu Fuß oder mit dem elterlichen Auto überwunden werden. Dies erfordere sowohl von Kindern wie von Eltern ein besonderes raum-zeitliches Alltagsmanagement, da etwa verschiedene Freizeitbeschäftigungen nicht mehr spontan stattfinden könnten, sondern besonderer „Vorbereitungsrituale“ in Form von Verabredungen, Telefonaten u. ä. bedürften. Dieses Phänomen schreibt Zeiher v. a. den Mittelschichten zu. In den unteren Schichten seien Eltern dagegen weniger in die zeitliche und räumliche Freizeitgestaltung ihrer Kinder eingebunden.

*Laura Wehr* (Basel) nahm in ihrem Vortrag „Encountering children's times in field research“ auf ihr laufendes Dissertationsprojekt Bezug. Anhand des von ihr gesammelten empirischen Materials stellte sie anschaulich und überzeugend dar, dass Zeitwahrnehmung und Zeitwissen von Kindern sowie deren verschiedenen Zeitpraxen und -strategien eben nicht nur von außen, etwa durch Eltern oder durch die Schule, aufgezwängt werden. Durch teilnehmende Beobachtung am Schulunterricht und Interviews mit 11- bis 13-jährigen Schulkindern konnte sie nachweisen, dass Kinder ihre eigenen „Zeitmanager“ sind, um sich Zeiträume zu schaffen, und ihre Zeitplanungen durchaus strategischen Charakter haben. Sie sprach von Choreographie. Kinder seien „Taktgeber“ und nicht nur „Taktempfänger“ von Zeit.

*Allison James* (Sheffield) und *Leena Alanen* (Jyväskylä) rückten in ihren Vorträgen jeweils theoretisch-methodologische Probleme in den Mittelpunkt.

Allison James gilt als eine Pionierin der methodischen und theoretischen Soziologie und Anthropologie der Kindheit.<sup>1</sup> Sie unterstrich in ihrem Abendvortrag

---

1 Vgl. z. B. *Allison James, Alan Prout: Constructing and Reconstructing Childhood*. Basingstoke 1990

„Everyday notions of childhood and youth: theorising their relevance for the social organisation of time“, dass oftmals von der falschen Annahme ausgegangen werde, Erwachsene wüssten automatisch, was für Kinder am besten sei, da sie selbst einmal Kinder gewesen seien. Kindheit finde aber immer unter jeweils anderen Bedingungen statt. James konstatierte einen verbreitet unreflektierten Gebrauch der Termini Kindheit und Jugend auch im wissenschaftlichen Kontext. Aufgabe der sozialwissenschaftlichen Kindheitsforschung sei es, die Konzepte von Kindheit, Jugend und Erwachsensein, durch die verschiedene Lebensphasen strukturiert würden, in ihrer historischen Gebundenheit offen zu legen. Nur wenn Kinder als Analysten ihrer eigenen Lebenswirklichkeit und Subjekte ihres eigenen Handelns wahrgenommen würden, sei es möglich, eine differenzierte Sichtweise auf den konstruierten Lebensabschnitt „Kindheit“ zu erhalten.

Der zweite Konferenztag begann mit dem Vortrag von Leena Alanen „Time-space and generational relations: a relational approach in researching children's welfare“. Sie ging der Frage nach, weshalb Zeit eine so wichtige Untersuchungskategorie in der Kindheitsforschung ist und wie Studien zur Zeitwahrnehmung und den Zeitpraxen von Kindern zu einem besseren Verständnis über das Wohlergehen von Kindern beitragen können. Außerdem zog sie spannende Parallelen zwischen den childhood studies und den women's studies. Beides seien relationale Konzepte, bei denen zwei soziale Kategorisierungen im Mittelpunkt ständen: bei den childhood studies die Generationenbeziehungen, bei den women's studies die Geschlechterbeziehungen. Weiter sprach sich Alanen gegen eine separate Untersuchung von Kindern mit separaten Methoden, Theorien und Konzepten aus, weil Kinder als Bestandteil der sozialen Normalität begriffen werden wollen. „Es besteht kein eindeutiger Grund mehr, weshalb der 'normale' konzeptionelle Begriffsapparat der Sozialwissenschaften bei Kindern unangebracht oder unanwendbar sein soll.“

Die Empirie stand nochmals in *Dympna Devines* (Dublin) Ausführungen „Children's experience of school time – power and identity in an intergenerational context“ im Mittelpunkt. Devine hat Feldforschung an einer Primarschule betrieben, indem sie während eines Jahres den Unterricht beobachtet und Interviews mit Kindern und Lehrern geführt hatte. Sie kam zu dem Ergebnis, dass durch die Institution Schule und die dortigen Beziehungen zwischen Schülern und Erwachsenen ein Missverhältnis der Macht zum Ausdruck kommt. Schule werde insbesondere durch die rigiden Zeitmuster, über die kaum reflektiert werde, von den Kindern in erster Linie als Ort wahrgenommen, an dem etwas mit ihnen geschehe und nicht als ein Ort, wo mit ihnen gelernt, gearbeitet und gelebt werde.

An den Nachmittagen der Konferenztage wurde in Workshops diskutiert. Die Choreographie der Nachmittagsveranstaltungen trug die Handschrift der Feldforscherin Laura Wehr, die Input-Referate hielt, auf die weitere Referierende mit eigenen Kurzvorträgen antworteten und Einblick in ihre laufenden empirischen Studien gaben. Auf diese Weise gelang es, sowohl neue Impulse zu geben als auch Generalthemen zu verhandeln.

Einige Beobachtungen, Tendenzen und immer wieder aufgeworfene Grundprobleme waren

- *die verschiedenen Forschungszugänge zum Thema Zeit und Kindheit*: Insbesondere im Workshop „Time is everywhere, children are in many places. Where do we stand?“ wurde gefragt, wie die Perspektive von Kindern in empirischen Studien über Zeitpraxen und -wahrnehmungen besser berücksichtigt und der Standpunkt der Forschenden problematisiert werden kann. *Beatrice Hungerland* (Berlin) gab in ihrer diskursanalytisch angelegten Arbeit einen erhellenden historischen Überblick über die in verschiedenen Elternratgebern propagierten Erziehungsideale. Hungerland stellte einen engen Zusammenhang zwischen ökonomischen und sozialen Verhältnissen und den jeweiligen Diskursen von Zeit und Zeitwahrnehmung fest.

- *die Besonderheiten ethnographischer Kindheitsforschung*: Die Differenz von Kindern und Erwachsenen wurde zwar als zusätzlicher Aspekt bei der Reflexion der Forschenden über Nähe und Distanz zum eigenen Untersuchungsfeld festgehalten, jedoch wurde davor gewarnt, die Kategorien Alter und Generation zu sehr zu betonen. Wenn Kinder als Bestandteil der sozialen Normalität und nicht lediglich als abhängige Variable verstanden werden sollten, bestehe kein Grund dafür, Beobachtungen, Erzählungen und Interviewaussagen von Kindern nach anderen Prinzipien auszuwerten und zu analysieren als Materialerhebungen in einem anderen Umfeld. Unvorhergesehenes Verhalten und unverständliche Aussagen müssten weniger als Irritationen, sondern vielmehr als Anstoß für eine neue Gewichtung bestimmter Aspekte des eigenen Forschungskonzepts wahrgenommen werden.

- *der Anwendungsnutzen ethnographischer Kindheitsforschung*: Immer wieder stand die Frage im Raum, wie die durch ethnographische Studien gewonnenen Untersuchungsergebnisse zu einem Überdenken und zu Neukonzeptionen von institutionalisierten und familialen Zeitplanungen, Zeitvorstellungen und Zeitwahrnehmungen in Schulen und Familien beitragen können. Von der konkreten Umsetzung von Forschungsergebnissen zum Beispiel in Form von Zeitbüros, wo die unterschiedlichen Zeitbedürfnisse von Menschen und Zeitplanungen von öffentlichen Institutionen koordiniert werden sollen, berichtete *Martina Heitkötter* (Hamburg). Sie hatte für ein Zeitbüro in Bremen gearbeitet, das sich als Forum für die Entwicklung von neuen Zeitmodellen für Kinder und ihre Familien verstand. In Zusammenarbeit mit lokalen Institutionen wie Schulen oder Ganztagsbetreuungseinrichtungen sollen auf diese Weise neue Zeitarrangements getroffen werden, die weniger Konfliktpotential innerhalb der Familien sowie zwischen Familien und Institutionen enthalten.

Eine sehr prägnante Zusammenfassung der Tagung lieferte *Carmen Leccardi* (Mailand) zum Abschluss. Sie stellte nochmals den engen Zusammenhang zwischen zeitlichen und ökonomischen Faktoren heraus und betonte, dass es bei der „Sichtbarmachung“ von Zeitstrukturen und -konzepten immer auch um die

Offenlegung von Machtstrukturen zwischen denjenigen geht, die diese Konzepte vorgeben, und denjenigen, die diesen Konzepten folgen müssen.

Während der Tagung wurde vielfach für eine bessere Verankerung der sozial- und kulturwissenschaftlichen Lebenslaufforschung plädiert, und es gab viele innovative Vorschläge für Konzeptionen einer zukunftsgerichteten Kinder- und Jugendforschung. Auffallend war jedoch an der Zusammensetzung der Tagungsteilnehmenden, dass sich für dieses Forschungsfeld in erster Linie Frauen zuständig fühlen beziehungsweise dieses Feld entgegen dem sonstigen wissenschaftlichen Kontext offenbar gerne den Frauen überlassen wird – über die Gründe hierfür darf spekuliert werden.

Basel

CHRISTINE BISCHOFF

## **Beziehungsgeschichten. Minderheiten und Mehrheiten in europäischer Perspektive**

*Bautzen, 29. September – 1. Oktober 2005*

Wie gestalten sich Beziehungen zwischen Minderheiten und Mehrheiten in Europa? Wo liegen die größten Konfliktzonen? Wo gibt es positive Strategien zur Bewältigung dieser Konflikte? Welche Merkmale sind den Beziehungen gemeinsam und welche signifikanten Unterschiede gibt es? Mit diesen Fragen beschäftigte sich die vom Sorbischen Institut Bautzen und der Freien Universität Berlin ausgerichtete Konferenz, die vom 29. September bis zum 1. Oktober 2005 im Bischof-Benno-Haus Schmochtitz bei Bautzen stattfand. *Elka Tschernokoshewa*, Leiterin der Abteilung Empirische Kulturforschung/Volkskunde des Sorbischen Instituts, organisierte die Tagung gemeinsam mit *Volker Gransow* vom Institut für Soziologie der FU Berlin. „Ich habe mich gefreut über diese Zusammenarbeit“, so E. Tschernokoshewa, „ist sie doch geprägt von Gegensätzlichkeit: Mann–Frau, Ost–West, Minderheit–Mehrheit“. Minderheitengeschichten aus Großbritannien, Österreich, Frankreich, Ostmitteleuropa und Deutschland, theoretische Modelle und Forschungsansätze der Minderheitenforschung sowie praktische Ansätze waren die zentralen Vortragsthemen. Dreizehn Referenten und ca. 80 Gäste diskutierten angeregt über Forschungsgegenstände und -methoden sowie eigene Erfahrungen.

In seinem Eröffnungsvortrag wies *Dietrich Scholze*, Direktor des Sorbischen Instituts, auf das besondere Alleinstellungsmerkmal der Lausitz hin: das sorbische Ethnikum, das die Landschaft, Kultur und Sprache der Gegend entscheidend prägt. Er machte deutlich, dass die Sorben mittlerweile zwar verfassungs- und völkerrechtlich geschützt sind und Gleichbehandlung erfahren, dass sie jedoch eine



„positive Diskriminierung“ erfahren sollten: „Eine Minderheit kann nicht in allen Fragen gleich behandelt werden“, so Scholze. Er verwies auf das Beispiel der Schulreform, die zum Schließen sorbischer Schulen führte, weil die Mindestschülerzahl nicht erbracht worden war. „Konflikte werden durch die Gesetzgebung nicht ausgeschlossen“, resümierte er seine einleitenden Worte. „Über eine glückliche Ehe lässt sich nur schwer ein Roman schreiben“, zitierte *E. Tschernokoshewa* den russischen Dichter Lew Tolstoi. Differenz gehöre zum Wesen von Beziehungen. Diese Differenz nicht als negativ anzusehen, fällt schwer, denn das Augenmerk liegt eher auf trennenden Unterschieden als auf Gemeinsamkeiten. Sie wünscht sich einen Austausch von Erfahrungen im Miteinander von Minderheit und Mehrheit, Geschichten vom „Abenteuer des Zusammenlebens“. „Das Andere als ebenso wahr wahrnehmen, wie das Eigene“, ist für sie das erklärte Ziel der Minderheitenforschung. *Konrad Köstlin* nahm in seinem Vortrag „Minorities all – die Entdeckung der Minderheiten“ eine erste Begriffseinordnung vor: „Minderheit“ sei ein moderner Begriff, der erst im 19. Jahrhundert im Zusammenhang mit der Entwicklung des deutschen Nationalstaats geprägt wurde. Zuvor war vor allem die religiöse Zugehörigkeit der Menschen entscheidend. Nun wurde sie weitestgehend durch die Sprache abgelöst. Der Wunsch nach Wahrung einer gemeinsamen Kultur und die Schaffung gemeinsamen Symbolgehalts ermöglichten es, dass sich nach und nach auch ein Bewusstsein für die Besonderheit von Minderheiten entwickelte. Einen theoretischen Forschungsansatz von Differenz und Diversität stellte *Albert F. Reiterer*, Lehrbeauftragter an den Universitäten Wien, Graz und Innsbruck vor. Er schreibt dem Begriff Differenz einen vorrangig sozialen und politischen Stellenwert zu. Diversität besäße individuelleren Charakter und gehöre damit in die Bereiche der Identität und Ethnizität: „Ein anatolischer Akademiker hat mit einem Akademiker anderer Länder mehr gemein als mit einem anatolischen Bauern“. Kulturunterschiede seien daher oft mit Schichtunterschieden gleichzusetzen. In vielen Staaten bestimmen sich Minderheiten durch Diversität, welche eine Form „symbolischer Identität/Ethnizität“ ausprägen kann: „Symbolische Ethnizität ist eine Ethnizität, welche nicht strukturbildend ist, sie hat eher rituellen Charakter.“ Diese Form präsentierter Kultur spielt im Alltag der Minderheiten oft keine Rolle mehr. Differenz habe sich nach Reiterer zunehmend zur Diversität als individuelles Recht auf eine Sonderidentität entwickelt. Über „Das Verhältnis von Deutschen und Sorben in der Lausitz“ sprach *Martin Walde* (Sorbisches Institut). Er berichtete von Missachtung, die die Minderheit durch die Mehrheit erfährt. Die Mehrheit bestimmt den Diskurs und wirkt dabei beherrschend, ohne Respekt für die Besonderheiten der Minderheit. Konfrontationen zu vermeiden, die liberale Gleichbehandlung zu überdenken, sorbische Kultur nicht zu folklorisieren und die Asymmetrie zwischen der Minderheit und der Mehrheit klarer zu artikulieren sind Maßnahmen, die laut Walde zu einem besseren Miteinander führen könnten. Mit „Liebe – Sexualneid – Kriminalisierung. Exogamie in Österreich 1960–2005“ beschäftigte sich *Michael John* (Institut für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Universität Linz). Die in Österreich lebenden Afrikaner und ihre Familien sind einem starken Rassis-

mus, verbunden mit sexuellen Anspielungen, ausgesetzt. Afrikaner können sich besser assimilieren, wenn sie mit Österreicherinnen verheiratet sind. Um der Heirat als „Einwanderung durch die Hintertür“ vorzubeugen, hat Österreich ein strenges Einbürgerungsrecht mit Wartezeiten von bis zu zwölf Jahren vorgesehen. Einen Einblick vom Leben der Juden in Deutschland gab *Irene Runge* vom Jüdischen Kulturverein Berlin mit ihrem Beitrag „Innerjüdisch und Außerdeutsch. Fortschritte und Missverständnisse in der Hauptstadt Berlin“. Das Judentum sei im Gegensatz zu den Sorben nicht auf Integration, sondern auf Ausschluss ausgerichtet. Zum Juden kann man sich nicht erklären. Jude ist nur, wer von einer Jüdin geboren wird oder konvertiert. Jüdisches Leben ist Leben in der Diaspora, Leben im Kollektiv, aus dem es keinen Rückzug gibt. Seit 1990 hat sich die Zuwanderung in Deutschland erhöht, ca. 125.000 Juden leben derzeit in Berlin. Trotz zunehmender Etablierung hat auch die jüdische Gemeinschaft mit Vorurteilen und Unwissen zu kämpfen. Ein heterogenes Pariser Stadtviertel stellte *Monika Salzbrunn* (École des Hautes Études en Sciences Sociales/Paris) vor, in dem verschiedene ethnische Gruppen aus ursprünglich etwa 40 Nationen leben. Durch die komplexe Verflechtung der Einwanderer erfuhr das Viertel eine kulturelle und architektonische Aufwertung, die die Attraktivität und die Immobilienpreise rasant steigen ließ, sodass die unteren sozialen Schichten verdrängt wurden. Auch bei ethnisch heterogenen Gemeinschaften wirkt die soziale Differenzierung strukturbildend. Den Abschluss des ersten Konferenztages bildete der Vortrag von *Erol Yildiz* (Erziehungswissenschaftlichen Fakultät, Universität Köln) mit dem Titel „Lokaler Umgang mit Differenzen im Zeichen globaler Öffnungsprozesse“. Yildiz wählte als Forschungsgebiet die Kölner Keupstraße. Diese zähle aufgrund der anliegenden Industrie zu den geschichtlich gewachsenen Einwanderungsvierteln und sei nicht nur von Türken bewohnt. Ihr Ruf als „Türkenghetto“ verrät den hegemonialen Blick der Mehrheit auf die dort lebenden Minderheiten. Betrachtet man jedoch die sozialen Kompetenzen des dort praktizierten multikulturellen Zusammenlebens, erscheint die Keupstraße als „Erfolgsgeschichte“.

In Nordirland hat sich die Regierung auf ein bikulturelles Modell zwischen Protestanten und irischen Katholiken geeinigt. *Mairead Nic Craith* (Academy for Irish Cultural Heritage, University of Ulster/Londonderry) berichtete, dass andere Minderheiten wie z. B. Chinesen, Inder und Pakistani dagegen keine Beachtung finden. In Nordirland ginge es daher zunächst darum, die multikulturelle Vielfalt überhaupt zu erkennen, um sie schließlich entsprechend zu strukturieren und damit die Marginalisierung von Minderheiten auf lange Sicht aufzuheben.

Über den neuen „(Ethno)Regionalismus in Ostmitteleuropa?“ sprach *Peter Lozoviuk* vom Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde in Dresden: Während in Mähren nach 1990 der Versuch unternommen wurde, einen eigenen Bundesstaat zu gründen, fand er in Istrien eine Gruppe so genannter „Nicht-Deklarierte“, die im Gegensatz zu den Istrioten, die sich entweder zu (serbo)kroatischen oder italienischen Wurzeln bekennen, keinerlei ethnische Zugehörigkeit

angeben. Diese steigende ethnische Indifferenz interpretiert Lozoviuk als mangelnde Ausprägung ethnischen Nationalgefühls. Modelle des Miteinanders, die Gewalt und Kampf zwischen Minderheiten und Mehrheiten überwinden, stellte *Ursula Riedel-Pfäfflin* (Evangelische Hochschule für Soziale Arbeit/Dresden) in ihrem Beitrag über „Bewusste interkulturelle Kooperationsbeziehungen in Lehre und Praxis“ vor. Sie plädierte für die Aufhebung des „Entweder-oder-Denkens“ zugunsten eines „Sowohl-als-auch-Denkens“, das Unterschiede anerkennt und wertschätzt und so zu einem neuen Verständnis führt. Das von ihr in der Lehre bevorzugte Modell der „narrative agency“ führt mit erzählerischen Mitteln eine Veränderung der Wirklichkeitswahrnehmung und -gestaltung herbei, das die „Kultur des Belehrens“ zur „Kultur des gegenseitigen Lernens“ umwandelt. Über die seit dem 17. Jh. in Großbritannien existierenden deutschen Kirchgemeinden, die nach dem Zweiten Weltkrieg noch einmal eine starke Zuwanderung – ehemalige Kriegsgefangene, Vertriebene, „Beutebräuten“ und Karriereemigranten – erfuhren, berichtete *Ulrich Kockel* (Centre for European Studies der University of the West of England/Bristol). Es entstand eine großflächige Infrastruktur mit deutschen Zeitungen, Kinos, Kulturinstitutionen usw. Die so genannten „Little Germanies“ sind jedoch lediglich Begegnungsorte und keine eigenständigen Stadtviertel. Die Ausbildung von Ausländerkindern bzw. Kindern aus nationalen Minderheiten stand im Mittelpunkt des letzten Vortrags der Tagung. *Vladislava Heřmanová* und *Ivana Čepičková-Brtnová* von der Pädagogischen Fakultät der Universität in Ústí nad Labem/Tschechien berichteten von Integrationsmodellen, die voraussetzen, dass die Lehrer den kulturellen Hintergrund ihrer Schüler kennen. Interkulturelles Wissen soll die Sozialkompetenz der Lehrer fördern.

Die Konferenz gab einen großflächigen Einblick zur Mehrheit-Minderheiten-Thematik. So wurde nicht nur vom Umgang der Mehrheiten mit ihren Minderheiten gesprochen, sondern auch die Mikroebene der Minderheiten selbst in den Blickpunkt genommen. Theoretische Modelle und praktische Projekte wurden ebenso vorgestellt und diskutiert wie die Vielfalt von Minderheiten unterschiedlicher Länder. Dabei stand die Problematik der Sorben nicht zuletzt durch die Kongressorganisation und das Rahmenprogramm mit Einblicken in die sorbische Kulturlandschaft im Vordergrund.